



medico international

[geräumt]

[geräumt]

[geräumt]

[geräumt]

[geräumt]

[geräumt]

[geräumt]

Herausgeber:
 medico international
 Obermainanlage 7
 D-60314 Frankfurt am Main
 Tel. (069)94438-0
 Fax (069)436002
 E-Mail: info@medico.de
 Internet: www.medico.de

Redaktion:
 Katja Maurer (verantwortl.)
 Thomas Gebauer, Martin Glasenapp

Lektorat:
 Reinhard Arendt

Gestaltung:
 Andrea Schuldt

Hinweis: Der Ausschnitt: »Freie Welt... der Slums« von Slavoj Žižek erschien in LETTRE 66. Alle namentlich nicht gekennzeichneten Fotos: medico international

Spendenkonto:
 1800 Frankfurter Sparkasse
 BLZ 500 502 01 oder
 6999-508 Postbank Köln
 BLZ 370 100 50



3	Editorial
4	Kommentar Im Zeitalter neuer Mauern?
6	Slavoj Žižek Freie Welt... der Slums
8	Brasilien Brillen als Wahlkampfgeschenk
10	Südafrika Exkursion in eine geteilte Stadt
14	One Step Beyond - Wiederbegegnung mit der Mine Einen Schritt zu weit
16	Der Minenopfer-Fonds 600 x Bewegung schaffen - Räumt die Mine!
18	Afghanistan Die demilitarisierten Zonen
21	Nicaragua Wissen schafft Macht
22	Pedro Rosa Mendes One Night in Florida
24	Angola Keine Eier aus Luanda
28	medico aktiv was wann wo
28	Hinweise
30	medico Materialien



Zurück an den Absender

Liebe Leserinnen und Leser, Aida Touma Suliman schätzte sich glücklich, dass man sie für eine Italienerin gehalten habe, als sie sich kurz nach der Ermordung des niederländischen Filmemachers Theo van Gogh Mitte November in Amsterdam aufhielt. Zurück in Deutschland und unterwegs auf einer medico-Veranstaltungsreihe berichtete die palästinensische Frauenrechtlerin aus Israel uns, dass sie in den Niederlanden selbst bei manchen ihrer Gesprächspartner eine Stimmung angetroffen habe, die grundsätzlich jeden und jede mit islamischem Hintergrund mindestens für frauenfeindlich, wenn nicht ganz und gar für intolerant und potentiell gefährlich halte.

Aida Touma Suliman ist mit den »Women against Violence« – seit drei Jahren mit medico partnerschaftlich verbunden – die Gründerin des ersten Frauenhauses in der arabischen Welt. Nun muss sie beobachten, wie der »Aufeinanderprall der Kulturen« nach dem islamistischen Mordanschlag in den Niederlanden mancherorts fast wollüstig herbeigeredet wird. Entsetzt stellte sie fest, dass man vorgeblich der Toleranz und Frauenbefreiung das Wort rede und doch vor allen Dingen die eigene kulturelle und politische Dominanz meine. Dabei schert man sich kaum noch darum, rassistische Untertöne zu vermeiden. Aida Touma Suliman leidet nicht unter Paranoia. Sie kennt aus tagtäglicher Erfahrung, wie der Spielraum für Aufklärung und Frauenrechte dort immer kleiner wird, wo Polarisierung, Separation und Feindbilder das Denken beherrschen. Wenn sich paternalistische Überlegenheitsgefühle mit tatsächlichen oder eingebildeten Bedrohungsgefühlen verbinden, welch gefährliche Melange entsteht daraus? Und was wird aus den Menschen- und Frauenrechten, wenn sie immer häufiger dazu benutzt werden, die Dominanz des Nordens zu sichern und damit die Spaltungen in der Welt zu zementieren?

Der französische Philosoph Jaques Rancière schreibt: »Jene Rechte werden zusammen mit Medikamenten und Kleidung in ferne Länder geschickt, zu Menschen, die keine Medikamente, Kleidung und Rechte haben.« Und weiter: »Wenn jene, die unmenschliche Repression erleiden, nicht in der Lage sind, den Menschenrechten, die ihre letzte Zuflucht sind, Geltung zu verschaffen, dann muss jemand anderes die Erbschaft ihrer Rechte antreten, um ihnen an ihrer Statt Geltung zu verschaffen. Das ist es, was als 'Recht auf humanitäre Intervention' bezeichnet wird – ein Recht, das einige Nationen sich zum angeblichen Wohl besiegtter Bevölkerungen und sehr oft gegen den Rat der humanitären Organisationen selbst anmaßen.« Die »Rechte«, meint Rancière, »die den Rechtlosen geschickt wurden, ohne dass diese von ihnen hätten Gebrauch machen können, gehen an den Absender zurück.«

Damit nähern sich diese Orte immer mehr dem Bild von Rückständigkeit an, das man sich von ihnen ohnehin macht. Ob unser Heft ein anderes Bild als dieses vermittelt? Das zumindest ist jedes Mal der Versuch. Die Texte bewegen sich entlang der Spaltungen dieser Welt. Auf der Seite der Rechtlosen. Sie handeln von Instandsetzungs-bemühungen – ganz im Sinne eines anti-interventionistischen Programmes – zur Erringung und zum Gebrauch von Rechten. Wie immer bitten wir Sie dafür um Ihre Unterstützung. Jetzt erst recht.

Herzlichst Ihre



Katja Maurer

Im Zeitalter neuer Mauern?

Über Ungleichheit, Sozialneid und die Krise globaler Demokratie

Thomas Gebauer

kommentar

I. Schon der flüchtige Blick auf die soziale Wirklichkeit von Städten wie Rio de Janeiro macht deutlich, dass eine Strategie, die alleine die Armut bekämpfen will, zwar das Gewissen beruhigen kann, aber letztlich zum Scheitern verurteilt ist. In den über 600 Favelas rund um die luxuriösen Viertel von Rio kann man heute Armut ohne Ende bekämpfen, sie ist immer gleich wieder da. Dabei ist Brasilien ein reiches Land. Brasilien leidet nicht an Armut, sondern an einer dramatischen Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen. Auf der einen Seite erstrahlen Besitztümer von märchenhaftem Ausmaße, auf der andern leben Menschen ohne Land und Dach, zusammengepfercht in Unterküften aus Abfall. Seit Jahren rangiert Brasilien in der Aufstellung von Ungleichverteilungskoeffizienten ganz oben. Der Gedanke mag befremden, aber die Kategorie der Armut taugt wenig, um den Grad sozialer Entwicklung zu bestimmen. Armut, so prekär sie ist, kann viele Ursachen haben und sogar selbst gewählt sein. Ungleichheit dagegen ist strukturell angelegt und läßt den Menschen keine Chance. Aus Ungleichheit resultiert für die eine Seite zwangsläufig Armut, weshalb eine Strategie, die erfolgreich Armut beseitigen will, zuallererst die herrschende Ungleichheit bekämpfen muss. Die Erde ist ein reicher Planet, der allen Menschen Leben und Überleben sichern kann. Dennoch sterben in den Ländern des Südens jeden Tag 20.000 Kinder an Hunger und Krankheiten, die leicht zu behandeln wären. Aber nicht nur die Gesundheitsfürsorgemittel sind ungleich verteilt. Die USA, Europa und Japan, die zusammen ein Siebtel der Weltbevölkerung stellen, verbrauchen über 50 Prozent der jährlichen Weltenergiemenge. Allein in Nordrhein-Westfalen fahren mehr Autos als in ganz Afrika. Ungleichheiten, die von gravierenden Fehlentwicklungen zeugen.

II. Um die Privilegien und den Wirtschaftsstandort Deutschlands zu verteidigen, sei Ungleichheit – nicht zuletzt im Inneren – unvermeidlich, sagt der neue Bundespräsident. Als ehemaliger Chef des Internationalen Währungsfonds, der für die Mehrung und Verwaltung der globalen Ungleichheit verantwortlich war, weiß Horst Köhler, wovon er spricht. Das Gebot »gleichwertiger Lebensverhältnisse«, obschon in der Verfassung verankert, sei eine Fiktion, nicht realisierbar. Wer Gleichheit fordere, so Politiker aller Couleur, betreibe Gleichmacherei; schon der Vorschlag eines alljährlich vom Bundestag entgegenzunehmenden Reichtumsberichts zeuge von Sozialneid. Die Sache mit dem Sozialneid aber ist äußerst heikel, nicht zuletzt in Deutschland. So skandalös die immer weiter auseinanderdriftende Einkommensspanne auch ist, so sehr ist daran zu erinnern, dass Sozialneid hierzulande immer ein fester Bestandteil des Antisemitismus gewesen ist. Noch heute dient das Schüren von Sozialneid konservativen Politikern, rechtsextremen Parteien und einschlägigen Boulevardblättern als politische Mobilisierungsstrategie. Ausländer, Asylbewerber, Sozialhilfeempfänger gelten als »Sozialschmarotzer«, die für das Elend der Kollektivs verantwortlich gemacht werden, wobei, wie Adorno und Horkheimer deutlich gemacht haben, die »gierigen Nachläufer im Grunde immer gewusst (haben), sie würden am Ende selber nichts davon haben, als die Freude, dass die andern auch nicht mehr haben. (...) Der eigentliche Gewinn, auf den der Volksgenosse rechnet, ist die Sanktionierung seiner Wut durch das Kollektiv.« Aus gutem Grunde ist im Nachkriegsdeutschland dem Bemühen um gleichwertige Lebensverhältnisse Verfassungsrang eingeräumt worden. Die nun zur Sicherung der Rendite for-



Das Recht ist nicht die Gerechtigkeit.
Shopping-Mall in Rio de Janeiro.

cierte Spaltung der Gesellschaft aber führt nicht nur zu größerem Reichtum auf der einen und wachsender Armut auf der anderen Seite, sie heizt auf bedenkliche Weise auch Sozialneid, Rassismus und Rechtsextremismus an.

III. Es gehört zum Wesen des herrschenden Wirtschaftsmodells, dass es zwar formalrechtlich die Gleichheit propagiert, seinen Fortbestand aber auf den Profit und damit die Ausbeutung des Anderen gründet. Vor allem in calvinistisch geprägten Gesellschaften, in denen privater Reichtum als Ausdruck eines gottgefälligen Lebens betrachtet wird, bleiben solche Widersprüche weitgehend unbewusst. Geschäft und Moral gehen hier auf wunderbare Weise zusammen. Die Allianz aus Big Business und einem christlich-fundamentalistischen Populismus, die George Bush die Wiederwahl beschert hat, gibt allerdings Anlass zur Unruhe. Das Bemühen um eine Demokratisierung der globalen Verhältnisse droht dem Primat der »homeland security« (Heimatschutz), dem Ressentiment und der pathologischen Selbstidealisation gänzlich zum Opfer zu fallen. Mehr und mehr wird deutlich, dass die Krise der Demokratie nicht auf die sogenannten »staatsfreien Räume« und Zusammenbruchsregionen der südlichen Hemisphäre beschränkt ist, sondern von globaler Dimension ist. Alles Gerede über eine universelle Ausweitung liberaler Demokratie kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Entwicklung derzeit in die umgekehrte Richtung geht. Dabei ist auch zu beobachten, wie das Motto »Global Denken, lokal Handeln« in sein Gegenteil verkehrt wird. Der globale Kontext ist den mächtigen Ländern im Norden nur insofern noch von Bedeutung, wie sicherzustellen ist, dass er sich der Durchsetzung eigener Interessen nicht in den Weg stellen kann.

IV. 15 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer ist eine Ära neuer Mauern angebrochen, schreibt Slavoj Žižek. Überall an den Nahtstellen der globalen Ungleichheit entstehen derzeit Bollwerke von ungeahnter Größe: ein Betonwall zwischen Israel und Palästina, Hochspannungszäune an der Grenze zwischen den USA und Mexiko, die Abschottung Europas mit vorgelagerter satellitengestützter Grenzkontrolle entlang der nordafrikanischen Küste. Weniger offensichtlich, aber nicht minder wirksam, sind übrigens die Mauern, die sich zwischen den prosperierenden städtischen Zentren von Rio, New York oder Kapstadt und den sie umgebenden Slums befinden. Die schleichende Aushöhlung der Gleichheitsidee und die offenkundige Krise der Demokratie treiben die globale Spaltung und mit ihr die Militarisierung der Verhältnisse voran. Was das bedeutet, kommt auch in den unterdessen immer häufiger bei medico eingehenden Offerten von privaten deutschen Sicherheitsunternehmen zum Ausdruck. Völlig ungeniert bieten Firmen, die sich mit der Fähigkeit zu verdeckten Operationen, mit Hilfestellungen bei Kriegsführung und Geiselnbefreiung brüsten, eine neue Palette von Dienstleistungen an: den bewaffneten Schutz von Hilfstransporten, die Sicherung der Helfer, die Militarisierung von Hilfe.

Gegen soziale Missstände und Gewalt aber helfen weder Ressentiments, noch die wehrhafte Abschottung eigener Privilegien, sondern nur das entschlossene Festhalten an der Idee gleichwertiger Lebensverhältnisse für alle.

Freie Welt... der Slums

Der Hüttenstadtbewohner und die symbolische Klasse

Slavoj Žižek

Das explosive Wachstum der Slums in den letzten Jahrzehnten, vor allem in den Megalopolen der Dritten Welt von Mexiko-Stadt und anderen lateinamerikanischen Hauptstädten über Afrika (Lagos, Tschad) bis nach Indien, China, den Philippinen und Indonesien, ist vielleicht das entscheidende geopolitische Ereignis unserer Zeit. Der Fall von Lagos, dem größten Knotenpunkt im Hüttenstadtkorridor von 70 Millionen Menschen, der sich von Abidjan bis Ibadan erstreckt, ist hier exemplarisch: Niemand kennt auch nur die Bevölkerungszahl - offiziell liegt sie bei sechs Millionen, aber die meisten Experten schätzen sie auf etwa 10 Millionen. Da irgendwann sehr bald die städtische Bevölkerung der Erde die ländliche an Zahl übertreffen wird (was vielleicht bereits der Fall ist, wenn man die Ungenauigkeit der Volkszählungen in der Dritten Welt in Rechnung stellt), und da die Bewohner von Slums die Mehrheit der städtischen Bevölkerung stellen werden, haben wir es in keiner Weise mit einem Randphänomen zu tun.

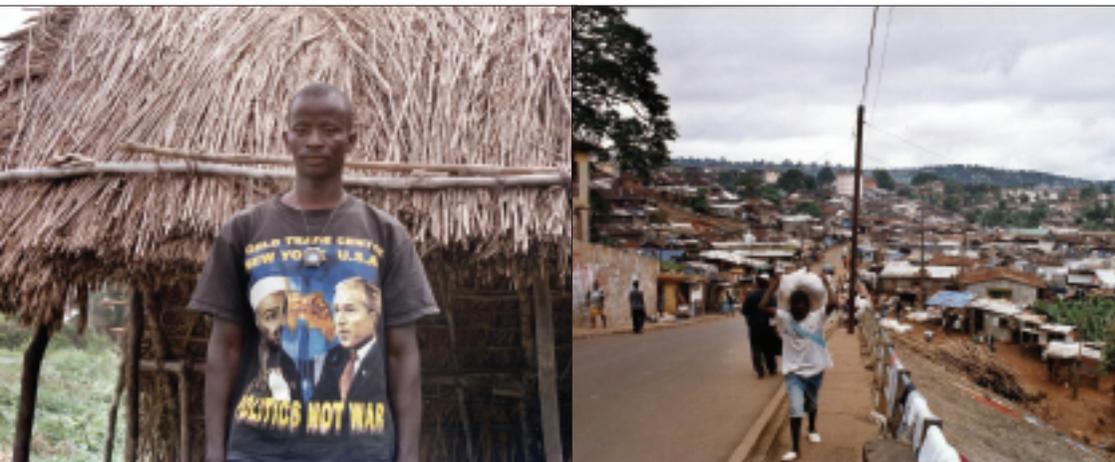
Wir sind somit Zeugen des raschen Wachstums einer Bevölkerung, die außerhalb staatlicher Kontrolle und mehr oder weniger in rechtsfreiem Raum lebt,

unter furchtbarem Mangel minimaler Formen von Selbstorganisation. Obwohl sich diese Bevölkerung aus an den Rand gedrängten Arbeitern, überflüssig gewordenen Staatsdienern und ehemaligen Bauern zusammensetzt, stellen sie nicht einfach einen verzichtbaren Überschuss dar: Sie sind auf verschiedenste Weisen in die Weltwirtschaft integriert, wobei viele von ihnen als nicht registrierte Tagelöhner oder Unternehmer auf eigene Faust arbeiten, ohne angemessene Gesundheitsversorgung und Sozialversicherung. (Der Hauptgrund für ihr zahlenmäßiges Anwachsen ist die Integration der Länder der Dritten Welt in die Weltwirtschaft, bei der billige Nahrungsmittel aus Ländern der Ersten Welt die örtlichen Agrikulturen ruinieren.) Sie sind das wahre »Symptom« von Slogans wie »Entwicklung«, »Modernisierung« und »Weltmarkt«.

Kein Wunder, dass die vorherrschende Form von Ideologie in den Slums die der christlichen Pfingstgemeinden ist, mit ihrer Mischung aus charismatischem, an Wundern und Erscheinungen orientiertem Fundamentalismus und sozialen Programmen wie Gemeinschaftsküchen und Kinder- und Altenbetreuung. Während man der naheliegenden Versuchung widerstehen sollte, die Slumbewohner



zu einer neuen revolutionären Klasse zu überhöhen und zu idealisieren, sollte man die Slums gleichwohl, in Anlehnung an Alain Badiou, als einen der wenigen authentischen »Schauplätze« der heutigen Gesellschaft wahrnehmen - die Slumbewohner sind buchstäblich eine Ansammlung derer, die »Teil von nichts« sind, das »überzählige«, von den Vorzügen der Staatsbürgerschaft ausgeschlossene Element der Gesellschaft; die Entwurzelten und Enteigneten, jene, die wirklich »nichts zu verlieren haben als ihre Ketten«. Es ist erstaunlich, wie viele Merkmale der Slumbewohner der guten alten marxistischen Bestimmung des proletarischen revolutionären Subjekts entsprechen: Diese Menschen sind »frei« in des Wortes doppelter Bedeutung, sogar mehr noch als das klassische Proletariat (»befreit« von allen substantiellen Bindungen; lebend in einem Freiraum außerhalb der Polizeigesetzgebung des Staates); sie sind ein großes Kollektiv, gewaltsam zusammengewürfelt, »geworfen« in eine Situation, in der sie



Leben in der Vierten Welt. Manche Länder gleichen Flüchtlingslagern, in denen Menschen leben, die aus dem Krieg versuchen zu fliehen und nie etwas besessen haben. Das T-Shirt mit dem Konterfei der beiden globalen warlords stammt aus einer Altkleiderspende der Ersten Welt. Freetown in Sierra Leone, 2003

irgendeinen Modus des Zusammenlebens finden müssen, und zugleich jeder Unterstützung durch traditionelle Lebensweisen, durch ererbte religiöse oder ethnische Lebensformen beraubt.

Die Slumbewohner sind die Gegenklasse zu der anderen in letzter Zeit aufkommenden Klasse, der sogenannten »symbolischen Klasse« (von Managern, Journalisten und PR-Leuten, Akademikern, Künstlern und so weiter), die ebenfalls entwurzelt ist und sich als universell wahrnimmt. (Ein New Yorker Akademiker hat mehr mit einem slowenischen Akademiker gemein als mit Schwarzen in Harlem eine halbe Meile von seinem Campus entfernt.) Ist dies die neue Achse des Klassenkampfes, oder ist die »symbolische Klasse« zuinnerst gespalten, so dass man die emanzipatorische Wette auf die Koalition zwischen den Slumbewohnern und dem »progressiven« Teil der symbolischen Klasse wagen kann? Wir sollten nach Anzeichen für die neuen Formen sozialen Bewusstseins suchen, das aus den Slumkollektiven erwachsen wird: Sie werden die Keime der Zukunft sein. Unsere größte Hoffnung auf eine wahrhaft »freie Welt« liegt im desolaten Universum der Slums.

Brillen als Wahlkampfgeschenk

Die Lage der Gesundheit im brasilianischen Bundesstaat Para

Ein medico-Interview mit Dr. Nathan Kamlioth

Brasilien

Nathan Kamlioth arbeitet seit vielen Jahren in verschiedenen Projekten zur Gesundheitsförderung von medico international, insbesondere in Mittelamerika. Nun war er für medico über einen Monat in Para, einem der ärmsten Bundesstaaten Brasiliens. Nur der Staat im Staat, die Bergwerksgesellschaft »Vale do Rio Doce«, verfügt über alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens. Doch hierzu haben die Bewohner, die Dr. Kamlioth traf, keinen Zugang.

Frage: Du hast in mehreren Gemeinden des MST (Bewegung der Landlosen) Fortbildungen zur Gesundheitsförderung durchgeführt. Wie sieht die Gesundheitssituation in Para aus?

Dr. Nathan Kamlioth: Die Situation ist sehr schwierig, denn die meisten Menschen sind auf die Dienste des Nationalen Gesundheitssystems (SUS) angewiesen. Dieses staatliche Gesundheitswesen, das auf dem Papier jedem Zugang zur Gesundheitsversorgung zugesteht, hat schon im reicheren Süden Brasiliens seine Defizite, aber in den Armutszonen des Nordens lässt sich kaum beschreiben, wie es den Menschen damit ergeht. Es fehlt einfach an allem. Als ich dort war, fanden gerade Kommunalwahlen statt. Die Parteien gingen auf Stimmenfang, indem sie jedem Wähler für dessen Stimme eine Gratisprechstunde schenkten. Gibst du mir deine Stimme, gebe ich dir eine Brille. So ungefähr fand dort der Wahlkampf statt. Nach den Wahlen treffen in den staatlichen Gesundheitsposten der Region nur noch einmal im Monat Medikamente ein. Die sind in zwei Tagen aufgebraucht. Die Leute wissen bereits, dass es nicht genug gibt, also horten sie die Arznei bei sich zu Hause und

betreiben Selbstmedikation, was meist zur falschen Anwendung führt. Zudem gibt es kaum Ärzte in Para. Selbst wenn man ihnen die höchsten Gehälter zahlen würde - aufgrund der Armut und Gewalt will niemand in diese Region. Belem als nächste Großstadt mit Krankenhäusern auf einem hohen Niveau ist 500 Kilometer entfernt. Für die Armen ist das eine unbezahlbare Entfernung.

Was heißt das konkret?

Einmal ging ich mit einem Mädchen aus einem MST-Campamento, das seit 14 Tagen heftige Kopfschmerzen hatte, nach Eldorado de Carajas. Dort gibt es einen jungen Arzt, der seit wenigen Wochen dort arbeitet. Er saß vor dem Krankenhaus, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen in völliger Verzweiflung. Er erzählte, dass er gerade ein Kind versorgen musste, das von einem Lastwagen überfahren worden war. Es gab keinen Anästhesisten. Der Arzt erzählte mir, dass er am Wochenende so viele schwere Stich- und Schussverletzungen hätte behandeln müssen, dass er nur noch eins wolle – verschwinden. Die Gewalt in der Region ist so extrem, dass sogar das Tragen von Motorradhelmen verboten ist, weil sie so häufig bei Diebstählen zur Tarnung verwendet werden. Der Arzt konnte dem kranken Mädchen nicht weiterhelfen, weil keine hochwertigen Diagnosegeräte vorhanden waren. Er gab ihr eine Überweisung in ein anderes Krankenhaus. Wir verbrachten Stunden damit, einen Transport für sie zu organisieren. Und auch das gelang uns nur, weil gerade die Wahlen anstanden und der Präfekt uns einen Benzingutschein für den Krankenwagen ausstellte, den der Tankstellenbesitzer nur deshalb einlö-

ste, weil er für die Wahlen kandidierte. Ohne Wahlkampf wäre sie nie so weit gekommen.

Wie sieht die Gesundheitssituation in den MST-Ansiedlungen aus?

Es fehlen die grundlegenden Dinge. Das Wasser ist oft verschmutzt, der Müll wird nicht gut entsorgt, die hygienischen Bedingungen sind schlecht. Überall wird Brandrodung betrieben, was zu gefährlichen Atemwegserkrankungen führt. Trotzdem geht es den Menschen in den MST-Siedlungen viel besser als in den Dörfern der Region. Hier gibt es zumindest ein Minimum an sozialer Infrastruktur. Das MST ist in der Lage, politischen Druck auszuüben und die Interessensvertretung wahrzunehmen. In den MST-Campamentos gibt es engagierte Lehrer, mit denen ich Fortbildungen zur Gesundheitsförderung durchgeführt habe.

Woher kommen die Menschen, die in Para in den MST-Camps leben?

Zum größten Teil sind es ehemalige Garimpeiros, Goldschürfer und ihre Familien, die nach dem vor 20 Jahren erfolgten Schürfverbot sich nun eine neue Lebensgrundlage schaffen müssen. So wurden sie zu Landbesetzern. Die Goldgräbermentalität prägt die Menschen sehr stark. Sie sind sehr individualistisch und bereit, sich mit Gewalt zu verteidigen. Viele Menschen in der Region träumen nach wie vor davon, dass sie wieder die Erlaubnis bekommen, nach Gold zu suchen. Andere wollen von der Landwirtschaft leben. Aber sie müssen erst einmal lernen, Bauern zu werden.

Welche Gesundheitsprogramme könnten hilfreich sein?

Das MST ist eine sehr starke soziale Kraft und verfügt etwa im Bildungsbereich über Konzepte, in denen auch die Gesundheitsförderung integriert ist. Es gibt aber viel schöne Theorie, und wenig Didaktik, die die alltägliche Realität der

Menschen berücksichtigt. Hier könnte man mit einfachsten Mitteln etwas erreichen. Außerdem brauchen die Menschen unbedingt Unterstützung, wenn sie auf das offizielle Gesundheitssystem angewiesen sind, sonst werden sie nicht imstande sein, ihre Rechte auch in Anspruch zu



Die letzten Garimpeiros: auf der Suche nach Goldkrümeln im von Quecksilber verseuchten Schlamm.

nehmen. Dies könnte über sogenannte „casas de apoio“ erfolgen, in denen die Patienten kostenlos übernachten können. Die könnten auch Vertrauensleute zur Verfügung stellen, die die Menschen in die Krankenhäuser begleiten, um sicherzustellen, dass sie fair und korrekt behandelt werden. Die konkreten Erfahrungen und Informationen, die dabei gesammelt werden, könnten darüber hinaus vom MST genutzt werden, um in den kommunalen Gesundheitsräten Druck auszuüben. Das SUS muss in die Pflicht genommen werden, um seine Angebote zu verbessern.

Projektstichwort:

medico unterstützt in Brasilien verschiedene gesundheitsfördernde Maßnahmen, unter anderem die Ausbildung von indigenen Hebammen in Acre. Die Unterstützung von Projekten, die sich für das Recht auf Gesundheit einsetzen, soll fortgesetzt und ausgebaut werden, insbesondere in Kooperation mit dem MST. Spenden Sie unter dem Stichwort: »Brasilien«.

Exkursion in eine geteilte Stadt

Die Geschichte der Apartheid und die Gegenwart der Ausgrenzung

Anja Wollny

Südafrika

»One more, one more«, schreit der junge Mann. Mit einem Fuß im Bus, den Arm um die Kopflehne des Vordersitzes gelegt, hängt er sich aus der offenen Tür und versucht jemanden aus der Warteschlange heranzuwinken. Er steigt aus und klimpert mit dem Wechselgeld in der Hand. »Wynberg, Wynberg, one more, one more«, versucht er es wieder und schiebt ein Mädchen Richtung Bus. Sie gibt nach, zwingt sich auf die Ecke der vordersten Bank, die letzte verbleibende Lücke im vollgepackten Minibus. Es ist fünf Uhr nachmittags. Auf dem zentralen Busbahnhof von Kapstadt ist Rush Hour. Unter dem flachen Dach, das sich über einen großen Platz mit mehr als zwanzig Busspuren erstreckt, stehen Hunderte in der Reihe, vorne hängen die Schilder: Khayelitsha, Manenberg, Langa, Mitchell's Plain. In kurzen Abständen fahren die Minibusse auf den Platz, biegen zügig in ihre Spur und versuchen so schnell wie möglich und so voll beladen wie möglich wieder wegzukommen. Nur wenige Fahrgäste wählen den umgekehrten Weg. Denn um diese Zeit will kaum noch jemand in die Innenstadt. Die zehntausendfache Bewegung vom frühen Morgen vollzieht sich jetzt in die entgegengesetzte Richtung. Am Ende des Arbeitstages, den schwarze und farbige Kapstädter als Hausangestellte, Parkwächter, Kellnerinnen oder Straßenhändler in der Innenstadt verbracht haben, steigen sie nun in das Sammeltaxi, das sie in ihren Stadtteil weit draußen in der Ebene bringt: In eines der so genannten Townships, in die während der Apartheid Hunderttausende aus der Innenstadt zwangsumgesiedelt wurden. Fast die gesamte Innenstadt, die Sonnenseite am Meer rund um

den berühmten Tafelberg, wurde damals zum »weißen« Gebiet erklärt. In den Stadtteilen der Ebene zwischen Tafelbergmassiv und den Bergen im Osten leben Millionen Kapstädter. Es sind Randbewohner, deren Stadtteile auf den meisten Stadtplänen gar nicht erst verzeichnet sind.

Ex-Guerillas auf Tour

Zurück in der Stadt bleiben die Weißen und eine prosperierende schwarze Mittelschicht, die als einzige den Aufstieg geschafft hat. Zehn Jahre nach der ersten demokratischen Wahl ist Kapstadt nach wie vor eine geteilte Stadt, auch wenn es kein Gesetz mehr gibt, das Menschen zwingt, in Vierteln eingeteilt nach Hautfarbe zu leben. »Wir lehnen die Kategorien ab. Für uns ist jemand nicht schwarz oder weiß oder farbig, das haben wir immer bekämpft. Aber wir müssen sie verwenden, denn anders können wir nicht beschreiben, was wir beschreiben wollen«, sagt Thabo Mbathshwa vom Direct Action Centre for Peace and Memory (DACPM). Das DACPM ist ein Projekt ehemaliger Mitglieder von Umkhonto We Sizwe, dem bewaffneten Arm des ANC. Vor sieben Jahren von Ex-Guerillas gegründet, versuchen seine Mitglieder auf den verschiedensten Ebenen aktiv zu werden und eine Kultur der Erinnerung zu begründen. Sie suchen nach Formen, derer zu gedenken, die im Befreiungskampf zum Teil als sehr junge Menschen ihr Leben verloren haben. Dabei geht es zugleich um das Aufbewahren und das Verarbeiten von Erfahrung. Am Beispiel ihrer eigenen Geschichte erzählen sie, was Krieg mit Menschen macht, wie

er das Leben zerstört, und hoffen, dass sie damit zu einer friedvolleren Konfliktbewältigung beitragen. Sie sind alle mit 14 oder 15 Jahren in den bewaffneten Untergrund gegangen. Sie beschäftigen sich in Seminaren und Publikationen mit Themen wie Trauma und Identität und versuchen, ehemaligen Soldaten zu helfen und die Familien zu unterstützen, die Kinder im Widerstand verloren haben. Und sie zeigen, wie die

Wie Geschichte und Gegenwart miteinander verstrickt sind, zeigen die Ex-Kombattanten in ihren »alternativen« Stadtführungen des DACPM, die genauso für Touristen wie für Einheimische sind, weil auch letztere ein Großteil ihrer Stadt und deren Geschichte nicht kennen. Die Exkursion ins nach wie vor geteilte Kapstadt beginnt im Büro der Organisation. Für Touristen, die glauben Afrika in den Elendsvierteln zu fin-



Township Tours für Frieden und Erinnerung. Das Team des Direct Action Centre for Peace and Memory in Kapstadt, Südafrika.

Apartheid fortwirkt, wie die vormals rassistische heute in eine soziale Ausgrenzung übergeht, die die überwiegende Mehrheit der Südafrikaner von Wachstum und gesellschaftlicher Entwicklung ausschließt. Aufgehoben ist diese Beschäftigung in politischer Bildungsarbeit mit Südafrikanern aber auch in Seminaren mit Afroamerikanern aus den USA, die sich mit ihren Wurzeln beschäftigen wollen, und hier stattdessen mit einer schier unüberwindlichen Teilung zwischen Arm und Reich konfrontiert sind.

den, gibt es einen Standardspruch. Mit Blick auf das Büro heißt es: Hier ist Afrika. Und auf die Townships verweisend: Da ist Europa.

Ethnische Säuberung im District Six

Ausgangspunkt der Tour ist District Six, der einst traurige Berühmtheit als Symbol für die Menschenverachtung des Apartheid-Systems erlangte. Hier am Rand der Innenstadt lebten bis in die 60er Jahre alle Farben und Religionen in

einem vitalen Viertel zusammen. Dann sollte das Gebiet »weiß« werden, 60.000 Menschen wurden entwurzelt und umgesiedelt, nach Hautfarben sortiert in die Ebene verstreut. Bulldozer planierten ihre Häuser und machten zugleich die Grundlage für ein Miteinander zunichte, aus dem ein anderes Südafrika hätte erwachsen können. District Six ist heute eine riesige Brache. Dem Apartheid-System gelang es nicht, aus dem Stadtteil ein Symbol für weiße Überlegenheit zu schaffen. Hier herrscht bis auf vier Kirchen und

noch sind die Kommunen durch Eisenbahnlinien, riesige Brachen und breite Straßen voneinander getrennt. Früher jedoch war es strikt verboten, die Grenzen zu überschreiten.

Zeitreise in die Ausgrenzung

Die Tour gleicht einer Zeitreise. Sie beginnt in der Geschichte der Apartheid, sie endet in der Gegenwart einer Ökonomie der Ausgrenzung. Überall wird die wachsende Armut sichtbar. Auf



Landschaften des Kampfes. Die ehemaligen Anti-Apartheid-Aktivisten führen weiße Jugendliche durch die Straßen der Cape Flats und an die Orte der eigenen Erinnerung. Foto: SouthPhoto

eine Moschee bis heute gähnende Leere. Das Projekt scheiterte an der Weigerung der Kirchen, ihre Grundstücke dem Staat zu überlassen.

Von District Six führt die Tour über Langa und Athlone nach Crossroads und von dort weiter nach Khayelitsha. Das Township liegt über 40 Kilometer von der Innenstadt entfernt. Schätzungsweise zwei Millionen Menschen leben hier. Thabo und seine Kollegen Lizo und Vuyani erzählen die Geschichte der einzelnen Townships, zeigen während der Fahrt auf die bewusst gezogenen Grenzen, welche die Hautfarben voneinander abschotteten. Auch heute

dem Weg der Tour sieht man, wie neue informelle Siedlungen wie Pilze aus dem Boden sprießen. Die Regierung bemüht sich, feste Häuser zu bauen und Wasser- und Stromleitungen zu legen, doch gegen das wachsende Elend kommt sie nicht an. In Südafrika ist die Landflucht wie in allen armen Ländern gewaltig, obwohl die Städte schon für die eigenen Bewohner nicht genug Jobs bereithalten. Zu groß sind Hoffnung und Notwendigkeit, einen Krümel vom Wohlstand abzubekommen. Südafrika steht mit Brasilien an der Spitze der Länder mit dem größten Wohlstandsgefälle. Schätzungsweise 10 der etwa 44 Millionen Südafrikanerinnen und Südafrikaner

leben von höchstens 100 Rand im Monat, das sind 15 Euro. Die Arbeitslosenrate liegt bei über 40 Prozent. Die makroökonomische Rezeptur aus Privatisierung, Handelsliberalisierung und Abbau des Staatsdefizits, die die ANC-Regierung verfolgt, hat seit 1994 zum zusätzlichen Verlust von mehreren hunderttausend Jobs geführt und die Einkommensschere weiter geöffnet.

In Kapstadt sind die Gegensätze sichtbarer als in jeder anderen Stadt Südafrikas. Hier die moderne Metropole, in der man Café Latte trinkt und in hübschen Klamottenläden einkauft. Dort, nur 20 Minuten entfernt, die Cape Flats, die sich in die staubige, rauhe und unwirtliche Ebene erstrecken. Verbunden sind diese Teile nur durch den Strom der Minibusse, der sich morgens in die Innenstadt ergießt und abends die Menschen von dort wieder abtransportiert.

Isolation der Ex-Kombattanten

Das Direct Action Centre bewegt sich zwischen diesen Gegensätzen und kritisiert die mangelnde Bereitschaft zu teilen und abzugeben, die »gefühlte« Verarmung bei Weißen, obwohl deren Einkommen in den vergangenen Jahren gestiegen sind, aber auch die geringe Solidarität einer wachsenden schwarzen Mittelschicht, die sich im Rahmen des Black Economic Empowerments relativ ungeniert gute Einkommen zuschustert.

Als ehemalige Militante standen die Mitarbeiter des DACPM in den 90er Jahren selber vor dem Nichts. Ohne Ausbildung und Beruf hatten sie keine Chance. Sie mussten feststellen, dass sie zwar in ihren Gemeinden dafür respektiert wurden, dass sie im Kampf gegen die Apartheid ihre Jugend geopfert hatten. Doch die Gesellschaft insgesamt hielt sich nicht lange mit ihren Schicksalen auf - trotz des im Ausland so bewunderten Wahrheits- und Versöhnungsprozesses. Dass sie als junge Menschen Gefängnis und Folter erlebten und überlebten, dass diese Erfahrung schwere psychische Folgen hinterlas-

sen hat, all das mussten sie weitgehend mit sich allein abmachen. Die Arbeit mit dem Direct Action Centre hat sie nicht nur aus dieser Isolation befreit, sondern auch eine ökonomische Perspektive geschaffen. In dem Friedens- und Erinnerungsprojekt sind bislang sechs Arbeitsplätze entstanden.

Trotz der teils bitteren Erfahrungen halten sie am südafrikanischen Versöhnungsprozess fest. Doch die Enttäuschung über die anhaltende Ausgrenzung ist spürbar: »Jemand hat dir dein Haus weggenommen. Er kommt zu dir und entschuldigt sich dafür«, sagt Thabo, »aber dann bleibt er trotzdem in deinem Haus wohnen«. Dass die Mehrheitsbevölkerung in Südafrika diese Diskrepanz noch aushält, ist vermutlich der größte Beitrag zum Frieden, den sie leisten kann. Es geschieht in der Hoffnung auf eine Zukunft, die nur friedlich bleibt, wenn die Spaltung Südafrikas überwunden wird. In dieser Auseinandersetzung sehen die ehemaligen militanten Kämpfer gegen das Apartheid-System eher ihren Platz denn als Teil einer offiziell immer wieder geäußerten Geschichtsauffassung, die die Überwindung der Apartheid bereits als Happy End feiert. Dass man davon noch lange nicht reden kann, versteht man, wenn man einmal eine Reise vom Busbahnhof von Kapstadt in die Millionenstädte der Armen antritt.

Projektstichwort:

Seit vier Jahren unterstützt medico die Arbeit des Direct Action Centre. Die Hilfe der medico-Spenderrinnen und Spender verschafft der Organisation jenseits des alltäglichen Überlebenskampfes den Raum für strategische Planung. Ein Grund, warum das Direct Action Centre noch existiert und ein gewichtiges Wort im Umgang mit der Apartheid-Geschichte mitzureden hat. Dafür braucht die Organisation nach wie vor ihre Hilfe unter dem Stichwort: »Südafrika«.

Einen Schritt zu weit

Das Kunstprojekt ONE STEP BEYOND – Wiederbegegnung mit der Mine

ONE STEP BEYOND: Einen Schritt weiter. Einen Schritt zu weit. Ein Schritt jenseits der bekannten Wege. Dieser Schritt kann auf eine Mine führen und damit das Augenlicht, ein Bein, die Existenz kosten. Wer schaut da gerne hin? Der Fotograf Lukas Einsele schaut hin, hört aufmerksam zu. Kamera und Tonbandgerät dienen ihm als Hilfsmittel, um jenen fatalen »Schritt zu weit, der Menschen auf eine Landmine führte«, zu beschreiben.

Landminen und ihre Opfer sind das Thema dieses Kunstprojektes, das Lukas Einsele entwickelt und realisiert hat. Für ONE STEP BEYOND - Wiederbegegnung mit der Mine (OSB) reiste er zwischen 2001 und 2004 in die vier am stärksten verminten Länder der Erde: Angola, Afghanistan, Bosnien-Herzegowina und Kambodscha.

Für ONE STEP BEYOND erinnern sich Menschen, die von einer Mine verwundet wurden, und berichten über den Hergang des Unglücks. Einige von ihnen stellen den Unfallort in einer Zeichnung dar. Danach werden sie von Lukas Einsele mit einer Großbildkamera portraitiert und erhalten einen Abzug dieser Fotografie. Den Erzählungen der Opfer, ihrer Zeichnung und dem Porträt wird die Dokumentation einer Landmine gegenübergestellt, die den jeweiligen Unfall hätte verursachen können. Daneben werden Themen wie Minenräumungen, Minenaufklärung und Rehabilitationsprojekte dokumentiert. Entstanden ist ein dichtes Erzählwerk, das Kunst, Gesellschaft und Politik in Beziehung setzt. OSB wird 2005 im Witte de With, center for contemporary art Rotterdam (27.01. – 27.03.2005), im Museum Haus Esters Krefeld (20.02. – 08.05. 2005) und im Badischen Kunstverein Karlsruhe (25.03. – 10.05.2005) präsentiert. Eine Publikation wird Ende April 2005 erscheinen. ONE STEP BEYOND wendet sich jedoch nicht nur an ein Kunstpublikum, sondern sucht auch eine Verbreitung außerhalb dieses Kontextes. So ist das Projekt im Internet zu sehen unter: <http://www.one-step-beyond.de>

medico international ist Kooperationspartner von ONE STEP BEYOND.

Lukas Einsele (Jg. 1963) lebt und arbeitet in Berlin und Mannheim.

Projektstichwort

»Die Weißen Ochs« aus Veal Thom »Weiße Ochs« nennen sie sich, die Spieler des von medico unterstützten Teams im Behinderten-Volleyball aus der kambodschanischen Gemeinde Veal Thom. Die Spieler tragen mit ihrer Beteiligung an der Volleyball-Liga der Behinderten die außergewöhnliche Entstehungsgeschichte ihres Dorfes in die kambodschanische Öffentlichkeit. Eine Gruppe von Ex-Soldaten, alle nach Minenunfällen amputiert und damit ohne ökonomische Perspektive für ihr Leben, besetzte zusammen mit ihren Familien Land im Urwald, 60 Meilen von der Hauptstadt Phnom Penh entfernt. Sie rodeten mit den einfachsten technischen Hilfsmitteln den Wald und machten ihn urbar für die Landwirtschaft. Mittlerweile leben dort über 200 Familien. Sie haben sich ihre eigene Gemeinde geschaffen, mit einer einfachen Krankenstation und einer kleinen Schule. Die Regierung hat ihnen das Land inzwischen zuerkannt. Diese selbstorganisierte Rehabilitation von Minenopfern unterstützen Sie mit dem Stichwort »Minenopfer«.

LONG SOKLY, KAMBODSCHA, PROVINZ TAKEO

42 JAHRE, VERLUST DES RECHTEN BEINES

Mein Unfall passierte im August 2000. Ich weiß allerdings nicht mehr, wann genau. Es geschah in der Provinz Takeo im Tram Kak Distrikt, nahe der Provinz Kampot im Südwesten Kambodschas. Es war elf Uhr morgens und ich war auf dem Heimweg von meinen Feldern, um Mittag zu essen. Es war kein heißer Tag und ein wenig bewölkt.



Ich hatte mein Haus morgens verlassen und war den Pfad zu meinen Beeten gelaufen. Ich war im Wald gewesen und hatte da ein paar Pilze gesammelt. Außerdem hatte ich Gemüse aus den Beeten geerntet, die ich dort im Wald angelegt hatte. Ich war im Busch gewesen, um ein paar Samen und Körner auszusäen. Ich ging den Pfad, den ich immer nahm. Dann, ich war schon auf meinem Heimweg, kam ich den Hügel herunter, an eine alte Feuerstelle. Wir sind dort immer vorbeigelaufen, hatten aber nie einen Unfall. Der Platz ist weit von unseren Beeten entfernt. Es ist immer noch im Buschgebiet, auf der Seite der Hügel.

Jeden Tag, wenn ich zu meinen Beeten ging und ebenso auf meinem Heimweg, jedes Mal kam ich an derselben verlassenen Feuerstelle vorbei, die früher von Soldaten benutzt worden war. Aber das wusste ich damals nicht. Ich dachte, es sei ein Platz, wo andere Bauern kochen. Und an dieser Stelle trat ich auf die Mine.

Als die Mine explodierte, hörte ich einen lauten Knall. Erst einmal war mir nicht klar, dass ich ein Bein verloren hatte. Aber als ich dann an mir herunterschaute, sah ich es. Ich fing an, um Hilfe zu rufen. Ich war vollkommen schockiert und aufgeregt. Ich sah, das mein Bein zerschmettert war. Es sah fürchterlich aus. Ich rief weiter und wusste auch gar nicht, was ich sonst hätte tun können. Ich konnte nicht gehen. Ich war die ganze Zeit bei Bewusstsein. Ich fiel nicht in Ohnmacht und kann mich an alles erinnern.

Und es tat schrecklich weh. Als die Leute sahen, dass ich auf diese Mine getreten war, rannten sie zu mir, um mir zu helfen. Sie befürchteten, dass ich nicht lange durchhalten würde und im Sterben liege. Ich verlor so viel Blut aus meinem verwundeten Bein. Also halfen sie mir, die Blutung zu stoppen, indem sie mein Bein abbanden. Und dann brachten sie mich in ein Krankenhaus. Es waren drei, alles Männer und sie waren stark. Es kamen auch noch andere Leute mit einem Ochsenkarren und die halfen mir auch.



60

- F

Bewegung
Die Tage
tagessch
ebenso c
Lach un
det. Auch
je ein Mi
Einzelne
gegen de
Ort. Und
chengem
Geburtst
können S
Mit 500

Minenräumer des medico-Partners OMAR, Afghanistan 2003.

Foto: One Step Beyond

600 x Bewegung schaffen

Räumt die Mine!

Bewegung schaffen durch Bewegung. Beteiligen Sie sich an unserer Aktion »600 x Bewegung schaffen - Räumt die Mine!«. **Themen-Moderatorin Anne Will** hat als eine der Ersten ein Segment des virtuellen Minenfeldes geräumt und auf www.medico.de zur Unterstützung der Aktion aufgerufen. Der **Bundestagsabgeordnete Gernot Erler** ist mit von der Partie, der **Fußballbundesligist SC Freiburg**, der gemeinsam mit Fans ein Minenräumteam bildete. Auch die **Münchener Schiess Gesellschaft**, **Lehrer und Schüler von Schenkengsfeld bis Rodgau** haben ebenfalls Teams gegründet. Die **Berliner Hörfunkredaktion des MDR** und die **Ökologische Ärzteinitiative Freiburg** haben sich entschlossen, das Minenfeld zu räumen, und in wenigen Tagen den Betrag zusammengebracht. Und jetzt sind Sie an der Reihe. Was ein Team kann, das können mehrere zusammen noch viel besser: Wenn Sie mehr aus der Aktion machen und Öffentlichkeit für den Minenkrieg schaffen wollen, dann gründen auch Sie Ihr »Minenräumteam«. **Denn Bewegung beginnt immer vor** dem Räumteam und wird von Einzelnen ausgelöst. Von einem Sportverein, den Patientinnen und Patienten einer Arztpraxis, einer Kirchengemeinde, einer kleinen Firma, den Gästen eines Restaurants, von einer Gewerkschafts- oder attac-Ortsgruppe. Auf Hochzeitsfesten. Oder von Leuten, die in einer Internet-Community vernetzt sind. Unter www.medico.de geben Sie eine Annonce aufgeben - oder mit Ihrer Familie, Freunden und Arbeitskolleginnen sofort räumen und spenden. **Euro sind Sie dabei**. Ein Mausklick genügt! Spendenstichwort »**Minenopfer**«.

Die demilitarisierten Zonen

Afghanische Zivilgesellschaft in Quadratmetern

Katja Maurer

Afghanistan

Ein Text über Afghanistan neigt dazu, einen trostlosen Anfang zu haben. Als ich im März dieses Jahres das Land besuchte, bewegten drei Ereignisse die Gespräche: 100 Frauen hatten sich im Laufe einiger Monate in Herat selbst verbrannt. Der Chefredakteur einer afghanischen Zeitung war gerade unter dem höchst gefährlichen Vorwand der Häresie inhaftiert worden. Tatsächlich hatte er die Korruption im Erziehungsministerium nachgewiesen. Innerhalb von zwei Wochen wurden neun Mitarbeiter von zwei afghanischen NGOs im Hinterhalt ermordet. Mein Resümee damals: Dem Gerede vom Frieden misstrauen viele Afghanen zutiefst. Und doch steht gegen diesen Eindruck die Erfahrung von »demilitarisierten Zonen«. In diesen von Kriegshinterlassenschaften im übertragenen und wörtlichen Sinne befreiten Räumen trafen meine beiden Kollegen und ich Menschen eines anderen Afghanistans. Mitten in einer als perspektivlos wahrgenommenen allgemeinen Gemengelage schaffen sie sich hier Gestaltungsspielraum und Überlebensperspektiven.

Zone I: Das Minenmuseum von OMAR

Fazel Karim Fazel, der imposante Direktor von OMAR (Organisation für Minenräumung und Minenaufklärung) und langjährige medico-Partner, führt mich über das Gelände des künftigen Sitzes seiner Organisation. Überall steht enormes militärisches Gerät herum: eine drei Meter lange russische Rakete, MIG-Kampfflugschrauber, die Überreste eines Passagierflugzeugs. In Kürze werden hier auch die Minen, Blindgänger, Reste von Clusterbomben, ausge-

stellt werden, die OMAR in seinem 20-jährigen Bestehen beseitigt hat. Fazel träumt davon, dass dieser Ort ein Freitags-Ausflugsziel für die Kabuler werden könnte. Zwischen den Waffen sollen Bäume Schatten spenden, Wiesen und Bänke zum Picknick einladen. Im Flugzeug sieht er schon die Kinder sitzen. Die, die sich im Unterricht zur Verhinderung von Minenunfällen hervorgetan haben, sollen als Auszeichnung hier etwas ganz Besonderes erleben. Minenaufklärung im Flugzeug, mit Bordticket, Stewardessen, die Apfelsaft reichen, und einem Film über die Gefahr, die von Minen und Blindgängern ausgeht. Die meisten von ihnen, meint Fazel, werden doch niemals tatsächlich ein Flugzeug besteigen. Die Kinder werden ihren Familien mit leuchtenden Augen von diesem Erlebnis erzählen.

Während Fazel in den schönsten Farben von seinem Museum schwärmt, als rede er von einem Erlebnispark, begreife ich die tiefere Bedeutung, die er darin sieht. Beim OMAR-Museum handelt es sich um eine List der Geschichte. Die Waffen aus aller Herren Länder im Gegenwert von 30 Milliarden Dollar, die Afghanistan zurück ins Mittelalter expedierten, hier liegen sie zur Schaulust im Museum. David hat gegen Goliath nicht gesiegt, aber zumindest den längeren Atem behalten. Und damit doch einen Sieg errungen. Solange diese Waffen im Museum von OMAR liegen, ist ihr Schrecken gebannt, die Erinnerung an ihn verwahrt. Und nichts wünscht man den Menschen in Afghanistan mehr, als dass sie diese Sammlung mit dem Gefühl von Schauer über eine längst vergangene Zeit betrachten könnten.



»Minen sind Soldaten, die niemals schlafen«, sagen die Minenräumer von OMAR. Aufklärungsunterricht über die tückische Hinterlassenschaft des Krieges am Stadtrand von Kabul.

Zone II: Das Dorf Khom Klan, Provinz Parwan

Meine Kollegen besuchen das Dorf Khom Klan in der Provinz Parwan, anderthalb Autostunden von Kabul entfernt. Die 260 Familien, berichten sie, sind Profis in Überlebenstechnik wie die meisten Afghanen. Ihr Schicksal war zehn Jahre lang die Flucht. Aus Pakistan, dem Iran oder aus dem Norden Afghanistans sind sie in der Hoffnung auf Frieden in die karge Hochebene von Khom Klan zurückgekehrt. Von der Landwirtschaft ist fast nichts übriggeblieben, dafür droht die Minengefahr überall und nirgends. In Zelten, aufgebaut aus den Planen des UNHCR, überleben die fast 2.000 Menschen, bis sich ihr Dorf wieder bewohnen lässt. Nur einen Handwurf entfernt befinden sich ihre Häuser. Doch betreten dürfen sie sie

nicht. Ihr Bewegungsspielraum besteht aus einem mit weißen Steinen markierten Wegenetz, das die Zelte mit den Wasserstellen verbindet. Wer die gesicherten Wege verlässt, läuft in Gefahr. Zur Zeit ist Khom Klan eine No-Go-Area. Die Kollegen sind beeindruckt, wie Minenräumung und Rückkehr ineinander übergehen. Die Minensuchhunde des Mine Dog Center, eines neuen afghanischen Partners von medico, suchen die verminten Häuser ab. Die Hunde riechen jeden Sprengstoff und können deshalb selbst Plastikminen entdecken. Dann beseitigen die Entminer die explosiven Kriegshinterlassenschaften. Milimeter für Milimeter wird Khom Klan abgesucht. Während die Entminung fortgesetzt wird, erobern sich die Rückkehrer jeden Meter des befreiten Terrains zurück.



Feierlicher Abschluss eines Rehabilitationskurses für Minenopfer.

Zone III: Protest der Minenkrüppel

30 minenversehrte Männer und Jungs sitzen auf dem Fußboden, meist fehlt ihnen ein Bein oder sogar beide. Die weiten Pluderhosen verbergen die Behinderung. Nur die Krücken, die zwischen den dicht gedrängten Menschen hervorstaken, erinnern an ihr Handicap. Die Männer warten auf den Beginn der Zeremonie. Sie sollen Urkunden erhalten, die nachweisen, dass sie an einem sechswöchigen Rehabilitationskurs teilgenommen haben und nun berechtigt sind, ein chinesisches Fahrrad ohne Gangschaltung in Empfang zu nehmen. Ihre Gesichter sind gezeichnet vom Krieg. Männer jeden Alters, deren Alter man aber nicht schätzen kann. Ich sitze neben Dr. Baseer, dem Direktor von AABRAR, der vor mehr als 15 Jahren diese afghanische Organisation gegründet hat, um durch Rehabilitation und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen einen Beitrag zur Integration der Behinderten zu leisten. Als Vertreterin des deutschen Partners soll ich auch ein paar Worte sagen und werde dann doch überrascht, was sich bei diesem eigentlich formalen Akt ereignet. Denn jedes Wort, das hier gesagt wird, wird ernst und aufmerksam wahrgenommen. Als der 13-jährige Samir vortritt und von seinem Minenunfall erzählt, stockt den Männern der Atem. Die leise brüchige Stimme des Jungen geht über in Weinen. Vor mir die Männer weinen mit. Seine Rede muss niemand übersetzen. Er stellt die Frage, warum ausgerechnet ihnen dieses schwere Schicksal auferlegt wurde. Nun bin ich an der Reihe. Bevor ich

anfrage, sagt einer ohne jede Zurückhaltung, ob er mir anschließend eine Frage stellen dürfe. Seinen fordernden Gesichtsausdruck dabei werde ich wohl nicht vergessen. Ich sage, dass jeder Mensch auf dieser Erde über die gleichen Rechte verfügen müsse und dass diese Auffassung medico und AABRAR verbinde. Damit hat sich für den fordernden jungen Mann die Frage erledigt, nicht ohne bei mir das Gefühl zu hinterlassen, dass er davon ausgehe, dass ich das nicht nur als Floskel dahingesagt habe. Im Laufe der Zeremonie entspinnt sich eine lange und aufwühlende Debatte über die Rechte der Behinderten in Afghanistan. Und auch Dr. Baseer wird ins Kreuzfeuer genommen. Die Demilitarisierung findet eben nur dann in den Köpfen statt, wenn es gelingt, wie an diesem Nachmittag, Räume zu schaffen, in denen die Konflikte auch benannt und diskutiert werden können. Viele solcher Orte gibt es in Afghanistan bislang nicht.

Projektstichwort:

Die medico-Partner in Afghanistan setzen Zeichen. Alle Organisationen sind multiethnisch und seit mehr als 10 Jahren als einheimische Strukturen aktiv. Ihr Engagement ist zunehmendem Druck durch ausländische Konkurrenten um die internationalen Hilfsgelder ausgesetzt. Wenn die Karawane weitergezogen ist, bleiben diese afghanischen Organisationen. Spenden Sie deshalb unter dem Stichwort: »Minenopfer-Afghanistan«.

Wissen schafft Macht

Die Bauern-Volkshochschule in El Tanque

Walter Schütz

José Mena ist erfolgreicher Kleinbauer. Neulich hatte er seinen großen Tag als Gastdozent in der Bauern-Volkshochschule in El Tanque. José Mena baut z.B. seine Kürbisse so an, dass er die Reihen wöchentlich ernten und auf dem Markt in der Provinzhauptstadt León verkaufen kann. In der Trockenzeit bewässert er seine Kulturen mit einem Tröpfchenbewässerungssystem. Dieses Wissen und seine Erfahrung waren gefragt. Denn in der Mitte dieses Jahres nahm in El Tanque eine Einrichtung ihre Arbeit auf, die die Siedler im Tanque ihre Universidad Popular Campesino, ihre »Bauern-Volkshochschule« nennen. Hier kann der Hauptschulabschluss nachgeholt werden und einmal wöchentlich wird ein Thema von allgemeinem Interesse vorgestellt. Etwa wie die Kürbissorte, die José Mena bevorzugt, am besten angebaut wird. Oder wie die Früchte aus den Gärten zu Marmelade verarbeitet werden können. Daneben gibt es noch Gitarrenkurse, eine Tanz- und eine Theatergruppe. Die Teilnehmer schreiben ihre Stücke selbst und führen sie zuerst in der Siedlung und dann in anderen Dörfern auf. Ihr letztes Stück hieß: »Der Neid«, eine weit verbreitete Kultureigenschaft auch unter Nicaraguanern.

José Mena hielt zuerst einen Vortrag über den Kürbisanbau und wie Schädlinge bekämpft werden können. Danach ging er mit dem Kurs auf seinen Acker. Für ihn war es als Praktiker selbstverständlich, dass er seine Produktion vorführte. Und weil er ein nicaraguanischer Mann ist, war das auch eine Sache des Stolzes. Mehrere Bewohner von El Tanque sind seitdem auf Kürbiskulturen umgestiegen. Unter ihnen auch Flavia Tellez, die Direktorin der Bauern-VHS. Ihr ist es zu verdanken, dass die Analphabetenquote sich innerhalb von drei Jahren von 56 auf 12 Prozent senkte. Danach war sie Leiterin von einem der 15 Studienzirkel, in denen mehr als 80 Erwachsene ihren Grundschulabschluss nachholen. Im Unterricht wurde spezielles, die kleinbäuerliche Umwelt berücksichtigendes, Material eingesetzt. Vieles wurde mit Problemen aus dem täglichen Leben illustriert und mittels Soziodramen aufgeführt. Der Unterricht wurde gelebt. Heute können die Teilnehmer den Produktionsplan ihrer Genossenschaft entwerfen, ihre Bilanz kontrollieren und Berichte lesen. Und sie können das Preisangebot der Händler kontrollieren und dem Bürgermeister einen Brief schreiben, dass er endlich das Problem mit der Zufahrtstrasse regeln soll. In diesem Sinne ermöglicht Wissen auch Macht und demokratische Mitbestimmung. Vielleicht die besten aller Unterrichtsziele in einer Volks(!)-Hochschule.



Erwachsenenbildung in Eigenregie

Nicaragua

Projektstichwort:

Seit ihrer Landbesetzung im Dezember 1998 unterstützt medico die Dorfbewohner von El Tanque. Nach den aufwühlenden Anfangsjahren, in denen El Tanques Existenz gefährdet war, erwiesen sich die »Mühen der Ebene« als eine fast ebenso große Herausforderung. Die Erwachsenenbildung ist der Schlüssel für die Zukunft des Dorfes. Dafür, dass dieses Beispiel Schule macht, spenden Sie unter dem Stichwort: »Nicaragua«.

One Night in *Florida*

Die Nachsaison der Macheten

Pedro Rosa Mendes

(Auszug)

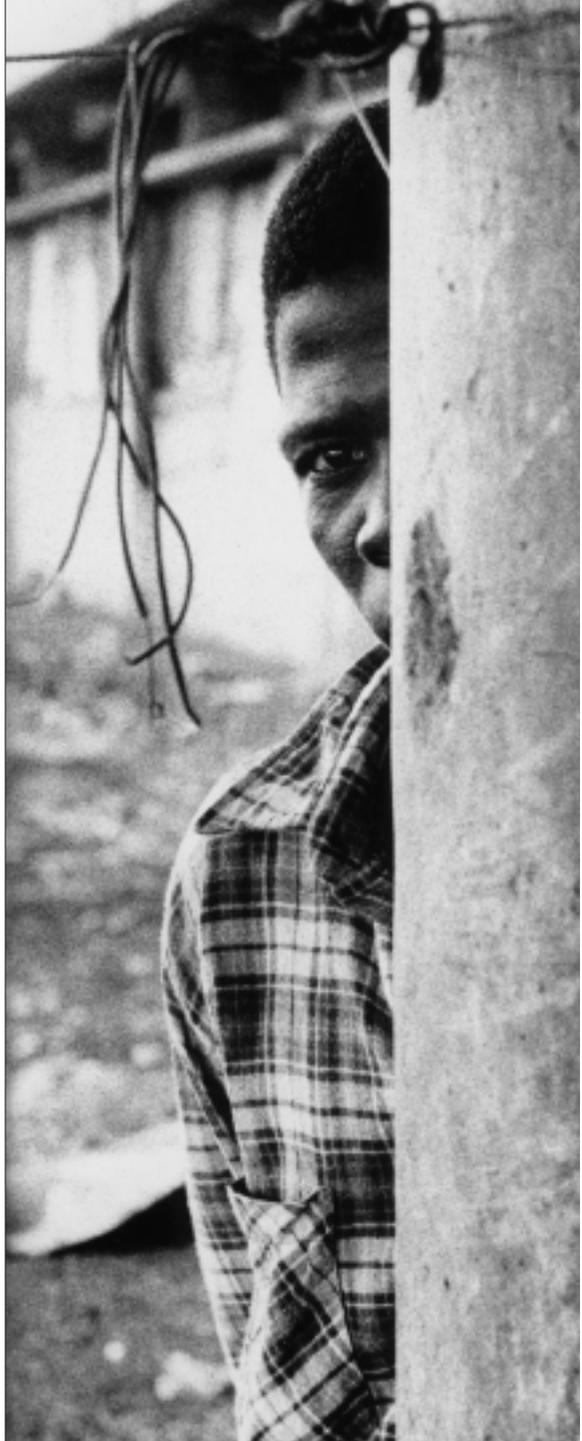
(...) Es gibt keinen Strom in diesem Hotel, dieser Straße, diesem Viertel und auch sonst an keinem Ort in dieser Stadt, der nicht über den Luxus eines Generators verfügt. Wenn sich die Tür geschlossen hat, verwandelt sich das Zimmer in einen Schattenzirkus, und ohne Licht ist jeder Gast der Gefräßigkeit der Nacht ausgeliefert. Unser kleines *Florida*, ein Motel in der vom Krieg am stärksten betroffenen Gegend, besitzt einen Generator – doch das Gerät funktioniert seit Monaten nicht, seitdem die Rebellen die Stadt überfallen haben. Alles, was es in diesem Land und in dieser Stadt zu plündern gab, wurde geplündert und wird in den Straßen zum Verkauf feilgeboten. Der Rest wurde zerstört – einschließlich der Würde. Die Nacht ist schwül und schwer in Monrovia. Wir haben Kerzen und ein paar Streichhölzer bei uns, doch heben wir sie auf für das Morgengrauen, wenn die Ratten und die Kakerlaken dreist auf uns herumspazieren. Nach einem »Bad« aus dem Krug widmen wir uns mehr der, sagen wir, Hygiene unseres Inneren: Wir sammeln aus dem Gedächtnis das, was ihm schaden kann. Sammeln es im Sinne eines Versuchs, der Ordnungslosigkeit der Welt einen Sinn zu geben. Die Dornen des Tages: der Saal mit den Sterbenden im Samuel-K.-Doe-Stadion in Monrovia, einem Ort, an dem die Überlebenden des Kriegs dem Hunger erliegen; ein halbwüchsiges Mädchen vom Land, das gewaltsam für den Kampf rekrutiert wurde, als eines Tages ein Rebell zu ihm trat und sagte: »Ich will dich ficken«; eine Freundin von ihr, die Monate zuvor den Soldaten, die sie beim Überfall auf die Neue Brücke getötet hatte, den Penis abschnitt und die heute einen Säugling auf dem Arm trägt, »der Vater ist tot, er wurde von einem *rocket* getroffen«; ein Jugendlicher, der zusah, wie sein Onkel bei lebendigem Leibe senkrecht zersägt und dann von den Soldaten gekocht »und mit Reis aufgegessen« wurde; eine Frau, die unter einem Baum ebenso sachte Tränen vergießt wie dieser Blüten verstreut, berichtet, in einem Dorf im Landesinneren seien die Frauen vergewaltigt und anschließend mit einem spitzflossigen Fisch aufgeschlitzt worden. (...)

In der Dunkelheit des *Florida* denke ich: In gewisser Weise ist »Die Göttliche Komödie« die erste große – zweifellos fiktive - Reportage der Verdammnis des Menschen. Es ist eine – in ihrer Banalität grausame - Welt, die in unserem Verstand keinen Platz mehr findet, sei es, weil wir sie nicht mehr hören, sei es, weil die Worte, die sie an uns richtet, aus einem befremdlichen oder fremden Wörterbuch stammen, einer Grammatik der Entfremdung, die wir uns nicht zu eigen machen wollen, deren Existenz indes zumindest akzeptiert werden muss. »Unsere Zeit ist auf erschreckende Weise eine Zeit des Völkermordes«, konstatiert Susan Sontag im Vorwort zu dem letzten Buch des französischen Journalisten Jean Hatzfeld, »Une Saison de Machettes«. Nicht die Technik – Gaskammern oder Macheten – definieren, ob ein Genozid vorliegt. Es ist die Überzeugung, dass Menschen jenseits ihrer eigenen Existenzberechtigung anderen Menschen überlegen sind: Völkermord ist die Entbehrlichkeit des Anderen und die Legitimation für die Ausrottung. (...)

Vor einem Jahr habe ich in den Sümpfen im Süden von Sierra Leone nach einem Jungen gesucht und ihn auch gefunden, der das Massaker an seinem gesamten Dorf überlebt hat; an einem einzigen Tag wurden im Jahr 1997 in Bendu Malen im Distrikt Pujehun eintausendzweihundert Menschen niederge-

metzelt. Die Rebellen von der Revolutionären Vereinigten Front verschonten nur Morie, der damals fünf Jahre alt war. »Sie haben mir die Toten gezeigt, mich zum Dorfcchef ernannt und mir gedroht, mich umzubringen, falls ich ihnen eines Tages über den Weg liefe.« Mories Mutter hatte vor dem Überfall ihren kleinen Prinzen zum Schlafen gelegt. Mitten im Gemetzel wurde der Junge von den Schüssen für den Alptraum des Lebens geweckt. »Als die Rebellen mich drinnen im Haus entdeckten, nahmen sie mich bei der Hand und führten mich durchs Dorf, bis ich meinen Vater identifiziert hatte.« Da war der Vater endlich, inmitten der Apokalypse, noch erkennbar, »mit aufgeschlitztem Bauch und durchgeschnittenem Hals«. Wir fanden Morie mit Hilfe von Pater John Garrick aus der katholischen Mission in Pujehun. An das Gespräch mit dem Jungen denke ich voller Beunruhigung zurück. Ich erinnere mich an meine Stummheit – ich sagte sogar zu dem Geistlichen, ich hätte nicht die Kraft, einem Kind mit einer solchen Geschichte gegenüberzutreten – und an die Stummheit Mories. Wir murmelten einen knappen Dialog aus Fragen und Antworten. Bevor ich Morie kennenlernte, wusste ich, dass es eine Grenze gab, die ich, als Reporter oder als Erzähler, nicht überschreiten wollte. Sehr oft habe ich das Gefühl gehabt, dass diese Grenze sehr nahe war, zusammen mit dem Geruch von Tod oder Wahnsinn – in Ruanda, in Angola, in Guinea-Bissau. An dem Tag indes stand die Grenze direkt vor mir und bewegte nervös ihre kleinen Finger, die eine unsichtbare Kugel formten. Ich neigte zu der Feststellung von Kurtz im »Herz der Finsternis«: »Das Grauen, das Grauen!« (...)

Vorabdruck aus dem in Kürze erscheinenden medico-report 26: »Im Inneren der Globalisierung - Psychosoziale Arbeit in Gewaltkontexten« (12 Euro, Hrsg: medico international). Mit Beiträgen von u.a. Zandile Nhlegetwa (Südafrika), Mondu Manyeh (Sierra Leone), David Becker (Deutschland), Dan Bar-On (Israel).



Flüchtlingscamp Titanic, Liberia 2003.
Foto: Wolf Böwig

Keine Eier aus Luanda

Der Wiederaufbau des vom Bürgerkrieg zerstörten Landes braucht eine unabhängige Zivilgesellschaft

Ulrich Tietze

Angola

6.000 Kwanza – fast 60 Euro – für ein mehr als einfaches Hotelzimmer: Metallbett, Hocker, Fernseher, kein Haken in der Wand, eine Ameisenstraße weist den Weg ins Kaltwasser-Bad, das ist selbst für den an hohe Preise gewohnten Angolareisenden viel Geld. In Dundo, der Hauptstadt der Diamantenprovinz Lunda Norte, ist das normal. Eine Flasche dunkles Bier - Marke »Mulata« – spült das zähe, halbe Grillhähnchen und damit weitere 14 Euro hinunter. Eigentlich wollte ich nur ein paar Spiegeleier, aber »Luanda hat keine Eier geschickt!« erklärte mir die Kellnerin. Was hat die 1.200 km entfernte Hauptstadt Luanda mit meinem Spiegeleiwunsch zu tun? »Alles kommt aus Luanda, Tomaten, Zwiebeln, Eier, alles, und mit dem Flugzeug heute sind keine Eier gekommen. In Dundo gibt es nichts, gar nichts – nur Diamanten«, grinst sie. Dabei sieht es ganz nett aus in Dundo, weitläufige, im britischen Stil angelegte Bungalowsiedlungen zeugen von seiner Geschichte als koloniale Kapitale des portugiesischen DIAMANG-Imperiums. Diese Schürfgesellschaft war Eigentümer ganzer Städte und der halben Provinz. Heute besitzt die staatliche ENDIAMA alles und immer noch gibt es zu jeder »privaten« Stadt eine »öffentliche«, wo die Distrikts- oder Gemeindeverwaltung ihren Sitz hat. Die Schwesterstadt von Dundo heißt Chitato, ist zwei Kilometer entfernt und hat weder einen Tennisplatz, noch eine Bibliothek oder einen Zoo – alles Dinge, die den Portugiesen das koloniale Leben angenehm machten. Aber Schmuckstücke sind das heute alles nicht mehr. Rostige Geländer, bröckelnder Putz und zerborstene Gehwegplatten erinnern einen schnell daran, dass nicht nur alles aus Luanda kommt, sondern offensichtlich auch alles

dorthin geschafft wird – zumindest die Diamanten und damit auch der Reichtum dieser Stadt.

Operação Brilhante »Es ist ein Beitrag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit« erklärt mir Pedro Blair, der Vertreter des angolanischen Sozialministeriums, der mich in dem plastikbestuhlten Hotelrestaurant trifft. Zuvor hatte er mir über die Rückführung von 14.000 angolanischen Flüchtlingen aus dem nahen Kongo berichtet und war danach im selben Atemzug auf die Ausweitung der »Garimpeiros«, der informellen Diamantenschürfer, zu sprechen gekommen. Meine Frage, warum die denn alle aus ihren Explorationsgebieten vertrieben werden, scheint ihn nicht zu überraschen. »Diese illegalen Diamantensucher aus dem Kongo nehmen den Angolanern die Arbeit weg. Wir wollen, dass unsere Bevölkerung langfristig etwas von dem Diamantenerlös hat.« Das Argument ist nicht neu, aus den staatlichen Radio- und Fernsehkanälen tönte das jeden Tag. 140.000 Kongolesen sind in der »Operação Brilhante« über die nahe Grenze in die Demokratische Republik Kongo abgeschoben worden. So schnell und effektiv begann diese Aktion Anfang dieses Jahres, dass die selber nicht zimperliche Regierung aus Kinshasa heftig intervenierte. Nicht dass es ihr um die Rechte oder eine menschenwürdige Behandlung ihrer Landsleute ging, Menschen, die teilweise seit vielen Jahren in Angola geduldet wurden. »Es sind einfach zu viele«, beklagte sich der kongolesische Außenminister Antoine Ghonda im Mai beim angolanischen Präsidenten und bat um ein Moratorium. Nicht um Eduardo dos Santos umzustimmen, sondern »um die Bedingungen für eine geordnete Repatriierung zu schaffen.« 45



Das Gleis der Vergessenen. Die Kriegsschrecken ließen den Bahnhof von Luena zum Flüchtlingslager werden.

Tage gab Angola dem Kongo Zeit, danach wurde die »Strahlende Operation« erfolgreich beendet. Das behauptet jedenfalls die Regierung.

»Haben denn jetzt Angolaner die Schürfstellen übernommen?«, eine naive Frage, wie ich gleich zu verstehen bekomme. »Alle Garimpeiros sind repatriert worden« betont Blair – ein schwarzer Angolaner, der lächelnd daraufhinweist, dass er mit dem britischen Premierminister nicht verwandt ist. »Nur die aus Lunda Norte können bleiben. Die aus Huambo, Malanje, Luanda usw. sind zurückgeschickt worden. Wir brauchen die Menschen in ihren Heimatprovinzen. Wenn die Garimpeiros aus Lunda Norte ein Kleingewerbe anmelden und sich registrieren lassen, können sie weiter ihr Glück versuchen. Wir haben nichts gegen den handwerklichen Diamantenabbau.« Wie ein Stück Folklore hört sich das im Portugiesischen an. Handwerklich heißt »artesanal« und klingt für unsere Ohren nach Kunsthandwerk. Und das ist es wohl auch, was sich die angolansische Regierung als Zukunft des informellen Diamantenabbaus vorstellt: großflächige Vertreibung der Garimpeiros und Reduzierung des informellen Sektors auf wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit. Denn, so erklärt Blair, »der Diamantenabbau soll von den dafür zugelassenen Firmen durchgeführt werden. Wir wollen, dass unsere angolansischen Mitbürger in ordentlichen Arbeitsverhältnissen arbeiten. Die

Vertreibung der Goldsucher für bessere Arbeitsplätze?

Arbeitsbedingungen der Garimpeiros sind menschenunwürdig. Die Unternehmen werden bessere Arbeitsplätze bereitstellen.«

Das klingt gut, wer hätte da etwas dagegen. Eigentlich fehlt jetzt noch das Argument, dass man gegen die »Blutdiamanten« vorgehen will, die die Garimpeiros illegal verkaufen und mit denen die Rebellenorganisation UNITA den unmenschlichen Krieg gegen das angolansische Volk finanziert. Aber halt, das war ja vor fünf Jahren, als der Bürgerkrieg in Angola wieder aufgeflammt war und sich eine Kampagne gegen die Finanzierung dieser Kriege durch den illegalen Diamantenhandel formierte. Beklommenheit beschleicht den Frager, war er doch selber einer der Initiatoren der Kampagne, die um die Jahreswende 1998/1999 von medico international mit Global Witness, Novib und anderen entwicklungspolitischen und Menschenrechts-Organisationen ins Leben gerufen wurde. Die UNITA hatte gerade zwei UN-Hilfsflugzeuge abgeschossen, die Regierungstruppen heftig angegriffen und mit dem Verlegen neuer Minen das kleine Entwicklungspflänzchen zertreten, das die Menschen in Angola mit Unterstützung von Hilfsorganisationen zum Keimen gebracht hatten. Ein Rehabilitationszentrum für Minenopfer gab es, Ackerflächen waren von den Minen gesäubert, Kinder auf sichere Wege zur Schule und nach Hause spielerisch hingewiesen worden.

Das alles drohte in dem durch Diamanten finanzierten Krieg der UNITA wieder zusammenzubrechen. Und das, nachdem die Kampagne gegen Landminen erst ein Jahr zuvor mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden war. »Kriegsfreie« Diamanten waren als eine Art Gütesiegel das Ziel, ähnlich dem »delphinfreien« Thunfisch, der die Supermarktregale erobert hatte. Claudia Schiffer sollte sich öffentlich weigern, Kriegsdiamanten auf den Laufstegen der Welt vorzuführen. Die Händler, allen voran der Diamantengigant de Beers, sollten über einen Konsumentenboykott gezwungen werden, die Finger von diesen Kriegsdiamanten zu lassen, um so dem Bürgerkrieg in Angola die Finanzierung zu entziehen. Dem vorsichtigen Einwand, dass der informelle Diamantenabbau für viele Menschen im Nordosten Angolas die einzige Überlebenschance darstellt, wurde damals dadurch begegnet, dass man »damit sehr behutsam umgehen werde«.

Zivilgesellschaftliche Strukturen müssen eine Monitor- und Kontrollfunktion wahrnehmen

Die andere Seite des Sieges Wieder gelang eine erfolgreiche Kampagne: De Beers gab nach anfänglichen Attacken nach und erklärte, dass man gar keine Diamanten mehr aus Angola kaufen werde, weil beide Seiten – Regierung und UNITA - nicht sicherstellen könnten, dass diese nicht aus illegalen, kriegstreibenden Kreisen stammen. Der Kimberly-Prozess wurde ins Leben gerufen, nach dem alle Diamanten mit einem Herkunftszertifikat versehen werden und illegale Diamanten schlechte Absatzmöglichkeiten haben. De Beers ging sogar noch weiter und brannte das Echtheitsiegel per Laserstrahl in seine teuren Steine ein. Und das Ziel wurde erreicht: Der Bürgerkrieg in Angola fand im April 2002 mit dem Tod des UNITA-Chefs Jonas Savimbi endlich ein Ende. Nicht zuletzt die fehlenden Geldquellen und die internationale Ächtung der UNITA waren ursächlich für den Erfolg der angolanischen Regierungarmee und für den Frieden in einem Land, das mehr als 30 Jahre unter dem Bürgerkrieg litt.

Ein großer Erfolg, ohne Frage. Aber warum erklärt Herr Blair mir jetzt, im September 2004, zweieinhalb Jahre nach dem Friedensschluss, dass die Garimpeiros weg müssen? Die Sorge um die Arbeitsbedingungen erscheint angesichts der Armut ringsum etwas hergeholt, warum also ist Angola weiterhin so daran interessiert, den informellen Diamantenhandel zu unterbinden? Angola, ein Land, in dem 70 Prozent der Bevölkerung vom informellen Sektor abhängig sind. Hängt das vielleicht mit der Tatsache zusammen, dass vor wenigen Wochen ein Vertrag zwischen Regierung und de Beers die Wiederaufnahme ihrer Handelsbeziehungen erfolgreich besiegelte? Konnte man die früheren Äußerungen de Beers, dass sie gegen die Blutdiamanten wenig ausrichten können, wenn dem illegalen Handel nicht begegnet würde, auch anders interpretieren? Offensichtlich ging es mehr darum, dass de Beers wenig gegen Umsatzeinbußen machen konnte, solange es den informellen Abbau und Handel von Diamanten gibt.

Herr Blair verweist auf seine Verantwortlichkeit für die Repatriierung der Angolanerinnen und Angolaner, die wegen des Krieges in die Nachbarländer geflohen waren. Ihm liegt daran, den Rückkehrern eine sinnvolle Arbeit zu verschaffen. »Die Menschen sollen wieder ihre Felder bestellen, Maniok, Gemüse, Tomaten anbauen«. Leider sagt er nicht, wo der Reichtum aus den Diamanten hingehen soll. Dabei läge es nahe zu verlangen, dass die Provinz mehr davon haben soll. Als Neubaumaßnahmen in Dundo sind lediglich ein renovierter Verkehrskreislauf und eine Häuserzeile für Regierungsangestellte auszumachen. Die Straßen sind genauso mit Schlaglöchern übersät wie überall; Strom und Wasser fließen selten und die Hospitäler besitzen außer äußerer kolonialer Pracht wenig, was sie in ihrer Funktion als solche ausweist. Lunda Norte ist neben dem Küstenstreifen Cabinda die einzige Provinz, in der sich eine politische Opposition

jenseits der UNITA artikuliert und Zulauf aus der Bevölkerung hat - und es ist eine Provinz, in der sich private Sicherheitsdienste Polizeifunktionen anmaßen. Noch immer kann man sich auf den Straßen nicht frei bewegen und an den Checkpoints dieser Privatarmeen können die Fahrzeuge nur nach entnervenden Diskussionen weiterfahren.

Staatliche Unabhängigkeiten NROs der humanitären oder der Entwicklungshilfe gibt es in Lunda Norte nicht, weder nationale noch internationale. Teils wollte man sie nicht in dieser strategisch sensiblen Provinz unkontrolliert operieren lassen, teils herrschte bei den Organisationen auch die Vorstellung, dass die Provinz reich genug sei, die humanitären Probleme selbst zu bewältigen. Das ist sicher zum Teil richtig und die erfolgreiche Repatriierung von 14.000 Rückkehrern allein durch die angolanischen Sozialbehörden zeigt, dass die Regierung dazu in der Lage ist. Angola ist jedoch gegenwärtig in einer kritischen Übergangsphase. Das Land muss sich nicht nur vom Dauertropf der humanitären Hilfe befreien, es ist auch nötig, dass sich zivilgesellschaftliche Strukturen etablieren, die eine Monitor- und Kontrollfunktion wahrnehmen. Weitgreifende politische Entscheidungen werden zur Zeit gefällt. Ein neues Landrecht ist verabschiedet, das von Bauern und Kommunen verlangt, ihre traditionellen Rechte formal anzumelden. Subventionen für Treibstoff, Strom und Wasser werden abgebaut mit dem – richtigen – Argument, dass dies nur einer Bevölkerungsschicht zugute komme, die bereits über einen gewissen Wohlstand verfüge, und dass eher Schulen und Gesundheitseinrichtungen finanziert werden sollten. Das treibt die Preise hoch und sorgt für breiten Protest. Kriegsflüchtlinge, die sich in Bauruinen und auf ungenutzten städtischen Flächen niedergelassen haben, werden verjagt, weil die Einrichtungen jetzt genutzt werden sollen. Alles das macht es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nötig, unabhängige angolanische Strukturen zu fördern, die jenseits des durch MPLA und UNITA geprägten Parteienspektrums für den Wieder-

aufbau wichtige Aufgaben übernehmen sollten: darauf achten, dass die traditionellen Landrechte gesichert werden, sicherstellen, dass der Subventionsabbau wirklich neue soziale Einrichtungen ermöglicht, nachforschen, wo die Erlöse aus Öl- und Diamantenhandel hingehen, und auf der Einhaltung sozialer und der Menschenrechte bestehen.

Vielleicht sollte man auch mal den Flughafen von Dundo renovieren, die Schlaglöcher in der Piste füllen und aus den drei wackligen Hallen ein richtiges Abfertigungsgebäude machen. Obwohl – den Gouverneur von Lunda Norte scheint das nicht zu stören. Der fährt mit seinem Luxus-Geländewagen direkt ans Flugzeug heran, wirft noch mal einen Blick zurück auf sein mit Gold verziertes Gefährt und entschwindet erneut für Wochen zu seinem prächtigen Haus an der Bahia von Luanda.

Uli Tietze, früherer Mitarbeiter von medico international, ist heute Angola-Koordinator des internationalen Survey Action Center (SAC). Das SAC, das von medico international mit aufgebaut wurde, erstellt länderbezogene Berichte über die Auswirkungen von Minen. Solche Surveys sind Grundlage und Ausgangspunkt aller wirkungsvollen Minenräumprogramme.

Projektstichwort:

30 Jahre Krieg haben Angola mit Minen »verseucht«. Viele Dörfer liegen noch immer inmitten hochexplosiver Äcker und Straßen. Seit 1996 betreibt medico in Luena (Provinz Moxico) ein Zentrum für Minenaufklärung, Rehabilitation und psychosoziale Betreuung von Minenopfern. Durch das Kriegsende 2002 konnte das Centro de Apoio à Promoção e Desenvolvimento de Comunidades (CAPDC) die Arbeit auf andere Provinzen ausweiten. medico unterstützt neben landesweiten Entminungsprogrammen auch Weiterbildungskurse für lokale Mitarbeiter. Denn Zivilgesellschaft braucht eine starke Basis. Helfen Sie uns dabei. Das Spendenstichwort lautet: »Angola«.

Gegen die Logik der Trennung

medico-Rundreise zu Israel-Palästina

Ob eine Diskussion gelingt, hängt immer auch davon ab, wer dabei zusammenkommt. In der Kölner »Alten Feuerwache« – zweite Station der Rundreise durch fünf Städte – sorgten da schon die streitbaren medico-Partnerinnen für Brisanz: Aida Touma Suliman von den palästinensisch-israelischen »Women against Violence« und Miri Weingarten von den »Physicians for Human Rights-Israel«. Dafür sorgte auch das Publikum, zu dem regierungstreue und oppositionelle Israelis ebenso gehörten wie palästinensische Migranten. Erste Fragen schon während des ersten Vortrags – wie Miri, wie Aida es mit der Teilnahme von Kindern an Demonstrationen hielten? Postwendend aus dem Publikum der Einwurf, warum nicht auch nach Polizei- und Militärschüssen auf diese Kinder gefragt und, wichtiger noch, was mit solchen Fragen bezweckt werde? Zwei Stunden folgte Antwort auf Frage auf Antwort, wurde bei aller Schärfe der Respekt gewahrt, ohne den nicht einmal Verständnis erzielt werden kann. Israelis, so Miri Weingarten, können zwischen einer »Sprache des Opfertums« und einer »Sprache der Verantwortung« wählen und sind in letzterer genötigt, zuerst das Handeln der eigenen Regierung, des eigenen Staates in Frage zu stellen. Zur Klärung des eigenen Stand- und Sprechorts waren damit auch alle anderen aufgerufen. Ein Anfang immerhin, um nicht einfach austauschbare Erfahrung wenigstens übersetzbar zu machen.

Ein herzlicher Dank an dieser Stelle an alle Veranstalter von Köln bis Nürnberg!

Netzwerke schaffen im transnationalen Europa

Ein Anfang ganz anderer Art fand auf Kreta in diesem Herbst statt. Am Rande Europas traf Rami Adut, Mitarbeiter des medico-Projektpartners »Physicians for Human Rights-Israel« und Leiter der Open Migrant Workers Clinic in Tel Aviv im Oktober 2004 auf Forscherinnen, Aktivisten und Kulturschaffende aus ganz Europa und Kanada. Thema des Treffens: Migration und Flucht. Durch die Anwesenheit von Rami Adut wurde ein bis dahin nur selten betrachteter Aspekt zur Sprache gebracht: das Thema der migrantischen Arbeitskräfte in Israel. So entstehen auch durch die Vermittlung von medico neue internationale Netzwerke der Zusammenarbeit »across the borders«.

Hinweise 04 | 2004

Spendeninformation

Adressänderung Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/ oder die Spendernummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu »finden«, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

Einmalige Spende Wenn Sie uns eine Spende überweisen, möchten wir sie bitten, auf dem Überweisungsformular Ihren Namen und Ihre Anschrift deutlich zu vermerken. Bitte geben Sie wenn möglich auch Ihre medico-Spendernummer an, das erleichtert uns die Arbeit sehr. Die Spendenbescheinigung senden wir Ihnen bei Spenden über 100 € automatisch zu. Bei Beträgen bis einschließlich 100 € genügt dem Finanzamt in der Regel der Einzahlungsbeleg, versehen mit dem Eingangsstempel der Bank. Auf Anfrage erhalten Sie gerne auch hierfür eine Spendenbescheinigung.

Spendenquittungstelefon: Tel. (069) 94438-11, Fax: (069) 94438-15 oder E-Mail: info@medico.de

Ausstellung »Räumt die Mine!« Im Rahmen der Kunst- und Spendenaktion von medico international und Peter Zizka. Nach Freiburg ist die Kunst-Boden-Installation aus 300 begehbaren Bodensegmenten mit realistischen Minenabbildungen von Peter Zizka nun im Auswärtigen Amt in Berlin zu sehen. Sie sind herzlich eingeladen, diese Ausstellung im Dezember zu besuchen! Ausstellung im Lichthof des Auswärtigen Amtes, Werderscher Markt 1, Berlin.

30.11. – 12.12.2004, Öffnungszeiten: Mo-Fr 08-20.00 Uhr, Sa + So 11-18.00 Uhr

Tatort Mine Spurensicherung einer humanitären Katastrophe. Eine Podiumsdiskussion des Aktionsbündnisses Landmine.de in Kooperation mit medico international zu fünf Jahren Minenverbotsabkommen. Mit: Ulrike Folkerts (Schauspielerin), Thomas Gebauer (medico), Thomas Küchenmeister (Landmine.de), Volker Riehle (Misereor), Vertretern von Regierung und Parlament. Moderation: Anne Will

3.12.2004, 20.00 Uhr in Berlin, Berliner Filmmuseum am Potsdamer Platz (Potsdamer Str. 2)

Was leisten Nichtregierungsorganisationen (NGOs) für eine gerechte Welt? Vortrag von Thomas Seibert, medico international. NGOs und Hilfsorganisationen drohen heute zum Teil der Kriegsmaschinerie zu werden. Vom Aufbau von Flüchtlingslagern bis zum (Wieder-)Aufbau von Verwaltungsstrukturen in Ländern wie Afghanistan, Kosovo oder Irak arbeiten sie mit den Militärs zusammen. Einige NGOs verweigern sich dieser Politik, andere nicht. Wie groß ist ihr Spielraum? Wie sieht eine adäquate Antwort der NGOs auf die Kriegspolitik westlicher Industriestaaten aus? Muss der humanitäre Ansatz von NGOs zunehmend in Frage gestellt werden?

15. Dez. 2004, 20.00 Uhr Groß-Gerau, Volkshochschule, Darmstädter Str. 31, Vortragssaal

Kindersoldaten – Täter und Opfer zugleich Vortrag von Anne Jung, medico international. Im Anschluss an den Vortrag wird der Film »Ich habe getötet« (Alice Schmidt 1999) gezeigt.

2. Februar 2005, 20.00 Uhr in München, Gasteig Kulturzentrum, Rosenheimer Str. 5, Raum 0117

Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.

Fördermitgliedschaft Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch, flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mindestens 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauf folgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

Bankverbindung: medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 50050201

Liebe Leserinnen und Leser, wir möchten Ihnen eine Auswahl unserer Materialien vorstellen, die Sie – auch in größeren Mengen – bei uns bestellen können. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Schule, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter Tel. (069) 94 43 80 gerne zur Verfügung. Die vollständige Material- und Publikationsliste können Sie bei uns anfordern oder auf unserer Homepage einsehen.

Hinweis: Unsere Materialien sind kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

medico im Überblick



Jahresbericht 2003

(28 S.) mit Gesamtüberblick über Projekte/Projektländer, Arbeitsfelder, Grundsätze, Schwerpunkte 2003, Finanzbericht, Organisationsstruktur.



Partnerschaften für eine sichere Welt

(6 S.) Faltpapier über Alternativen zu einer militärisch gestützten Sicherheitspolitik. Die medico-Hilfe in Israel/Palästina, Guatemala, Sierra Leone, Irak, Afghanistan.

medico Rundschreiben

Nummer 02 | 04:

Schwerpunktthema Nicaragua

Nummer 03 | 04:

Schwerpunktthema Internationale Netzwerke



Broschüre stiftung medico international

(12 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international, die Ende 2004 gegründet wird.

Kampagnen

Zu allen Kampagnen gibt es eine vielfältige Auswahl von Materialien. Filme, Postkarten, Ausstellungen. Interessiert? Rufen Sie uns an unter: (069) 944 38 27 (Anne Jung). Hier eine Auswahl:



Die Saat des Krieges

(8 S.) Die Minenzeitung informiert über Kampagnenaktivitäten und Projektarbeit von medico.



Rohstoffhandel und Krieg in Afrika

Die Ausstellung informiert in sieben Infotafeln über den skrupellosen Diamanten- und Ölhandel in Afrika. Für Schulen gut geeignet. CD-Rom und Begleitmaterial erhältlich. Zum Ausleihen.

Report



NEU Im Inneren der Globalisierung

Beiträge zur psychosozialen Arbeit in Gewaltkontexten

(ca. 200 S.) Der medico-Report 26 reflektiert Konzepte und Praxis psychosozialer Arbeit in Gewaltkontexten und die unterschiedlichen Dimen-

sionen von Täter- und Opferrealitäten in Zeiten der Globalisierung (12 €). **Lieferbar ab Februar 2005.**

Eine Liste aller Reports schicken wir Ihnen gerne zu.

Projekte



Israel/Palästina: Zukunft ohne Aus- sicht? Hilfe im Zeichen paradoxer Hoffnung

(16 S.) Über den Bau einer Mauer, die Israelis und Palästinenser zu Gefangenen werden lässt. Vorstellung der medico-Unterstützung in Israel und Palästina.



Brasilien: Last Exit Itacaré

(16 S.) Eine Beschreibung der vielfältigen medico-Förderung: Alle Projekte sind durch Eigeninitiative der Menschen von Itacaré entstanden und stehen exemplarisch dafür, dass kreative Gegenwehr und Autonomiehilfe möglich sind.

Wir informieren Sie gerne über alle Projekte, die wir in Afrika, Lateinamerika und im Nahen Osten unterstützen. Die Liste können Sie telefonisch bestellen oder unter www.medico.de ansehen.

Ich bestelle:

- medico Jahresbericht 2003
- Faltblatt - Partnerschaften für eine sichere Welt
- medico Rundschreiben 02 | 04
- medico Rundschreiben 03 | 04
- Zeitung - Die Saat des Krieges
- Report 26 - Im Inneren der Globalisierung (12 €)
- Faltblatt - Israel/Palästina: Zukunft ohne Aussicht?
- Faltblatt - Brasilien: Last Exit Itacaré

Name:

Straße:

Ort:

Meine Spendennummer:

Ich möchte

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versandkosten) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird

Kontoinhaber:

Kontonummer:

bei der Bank:

BLZ:

Datum:

Unterschrift:

Bitte einsenden an:



medico international e.V.
Obermainanlage 7
D-60314 Frankfurt am Main
oder faxen an: (069) 436002

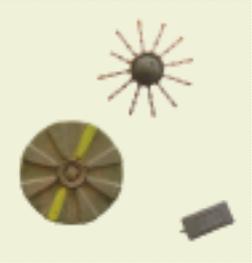
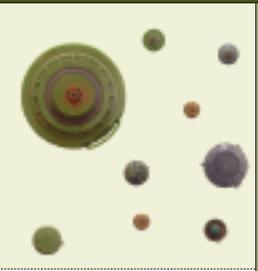


[geräumt]

»600 x Bewegung schaffen - Räumt die Mine!« ist eine Kunst- und Spendenaktion zugunsten des Minenopferfonds von medico international. Gegen eine Spende von 500 Euro erhält man eines der Segmente aus der Bodeninstallation des Konzeptkünstlers Peter Zizka. Einige Motive sind hier abgebildet. Weitere Informationen unter:www.medico.de. Ein Mausklick oder ein Anruf genügt.



[geräumt]



[geräumt]

[geräumt]

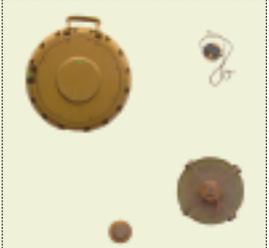
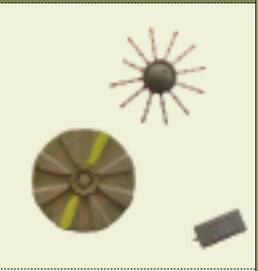


»600 x Bewegung schaffen - Räumt die Mine!«
findet statt in Kooperation mit:
Heine/Lenz/Zizka, www.heine-lenz-zizka.com,
PAN.OPTIKUM, www.theater-panoptikum.de
Medienpartner: die tageszeitung, www.taz.de



[geräumt]

[geräumt]



[geräumt]